

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT
HENRICHSHÜTTE HATTINGEN.

7. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet.

8. April 1932

Zuschriften sind zu richten an
Ruhrstahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung.

Nummer 8

Der Memeler Rechtsbruch

Der äußerste Nordostzipfel Deutschlands, das Memelgebiet, ist in letzter Zeit Gegenstand weitestgehenden politischen Interesses gewesen. Was die Litauer, denen dieses urdeutsche Gebiet gegen alle Völkermoral und alles Völkerrecht durch einen Machtpruch der sogenannten Hauptmächte des Versailler Vertrages, Frankreich, England, Italien und Japan, übereignet worden ist, hier in den letzten Wochen sich an Rechtsbrüchen und Vergewaltigungen der Deutschen geleistet haben, schreit zum Himmel. Selbst die Lammesgebild des Völkerbundes haben diese schreienden Ungerechtigkeiten, die mit der Verhaftung des deutschen Landesdirektors Böttcher angingen und mit der gesekwidrigen Auflösung

des Memelländischen Landtags endeten, erschöpft. Man hat an die litauische Regierung eine energische Note gerichtet, in der die Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Landtages nach dem Memelstatut verlangt wird. Man hatte sogar in der Person des Königs von Schweden einen Schiedsrichter zur Erledigung dieses Konfliktes bestellt, der aber nun infolge der neuesten Entwicklung, wie sie durch die Auflösung des Memelländischen Landtages zutage getreten ist, überholt worden ist. Der Streitfall soll nunmehr dem Haager Schiedsgericht unterbreitet werden, das in aller Ruhe seinen Spruch fällen wird.

Inzwischen führen die Litauer in dem deutschen Grenzgebiet die tollsten Tänze auf. Sie verhaften deutsche Bewohner des Memelgebietes und setzen sie gefangen, sie versuchen jetzt schon alles, um die demnächstige Neuwahl des Landtages zu fälschen. Die sogenannten „Hauptmächte“ sehen diesem Treiben tatenlos zu; die benachbarten Polen werden sogar durch sie ermutigt und fordern ihrerseits die Danziger Bevölkerung durch einen aufreizenden Besuch ihrer Kriegsschiffe im dortigen Hafen heraus. Wie unendlich gefährlich für die Sicherheit der bedrohten deutschen Provinz Ostpreußen alle diese Vorgänge sind, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Litauen, durch französische Hilfe ermutigt, pfeift auf den Völkerbund und tut trotz aller seiner papierernen Proteste, was es will. Wir Deutschen haben leider auf die Maßnahmen des Völkerbundesrates in dieser Sache wenig Einfluß, da wir im Artikel 99 des Versailler Vertrages auf das Memelland zugunsten der Hauptmächte England, Frankreich, Italien und Japan ausdrücklich verzichtet haben. Darauf berufen sich die Litauer, wenn sie jetzt offenbar deutschfeindliche Maßnahmen in diesem urdeutschen Grenzland treffen.

Es ist vor allem wieder einmal Frankreich, das hier seine Hand im Spiele und es meisterhaft verstanden hat, auch im deutschen Osten die wichtigsten Stromtäler und Häfen unter seinen Einfluß zu bringen. Das Weichselgebiet beherrscht Polen, Frankreichs Vasallenstaat. Wenn Danzig auch heute noch dem Namen nach eine freie Stadt ist, deren Rechte erst kürzlich wieder vom Haager Gerichtshof festgestellt wurden, so kann doch Polen, unterm Schutz Frankreichs, jeden Augenblick aufs neue diese Rechte brechen, wie es sie bislang aushöhlte. Die Flüsse Njemen und die Memel, beides deutsche Flüsse, sind uns durch den Versailler Vertrag entrisen und Litauen überantwortet. So steht auch der Memeler Hafen unter indirekter französischer Kontrolle. Daß auch das weiter benachbarte Lettland immer mehr deutschfeindlichen Einflüssen unterliegt, zeigen

die jüngsten Ereignisse: der Raub des rein deutschen Domes in Riga und das Verbot, die deutsche Sprache im Amtsverkehr zu gebrauchen.

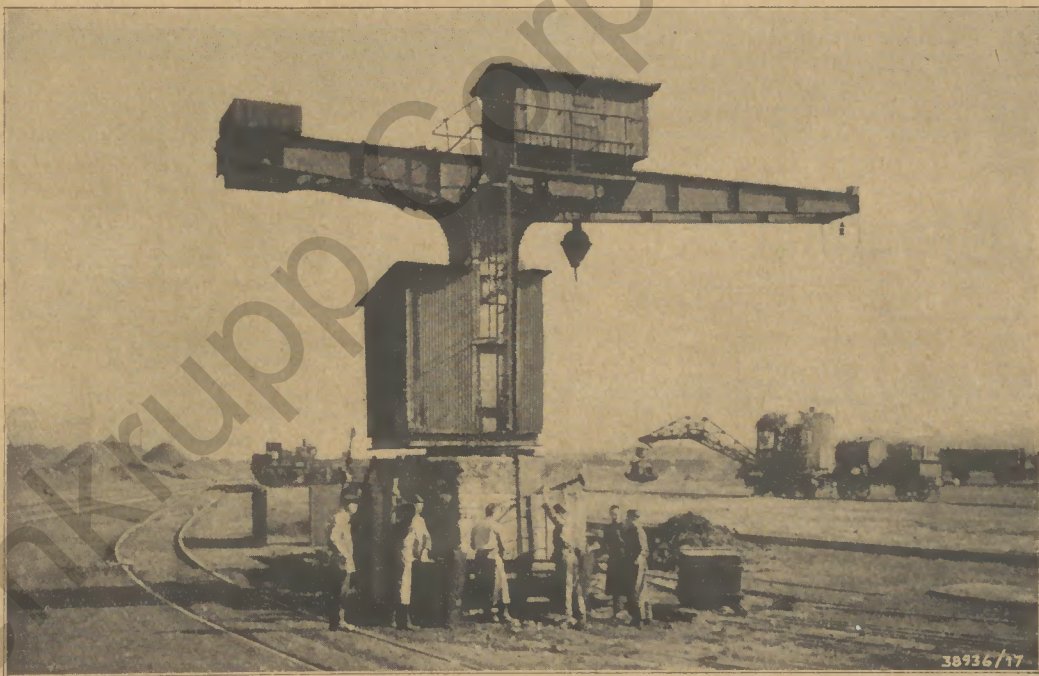
Damit hat Frankreich in diesen Ostseehäfen sich einen überwiegenden Einfluß in der Ostsee und an Deutschlands Küsten gesichert, und Ostpreußen ist unter der steten Bedrohung polnischer Geschütze gehalten, gegen die wir mit unseren schwachen Seestreitkräften machtlos sind. Unsere kleinen Kreuzer könnten im Ernstfall nicht einmal Truppentransporte nach Ostpreußen sichern. Daraus ergibt sich, wie dringend nötig an sich der Bau stärkester Panzerkreuzer für uns ist, der leider aus finanziellen Erwägungen zurückgestellt werden mußte.

Es ist angesichts des jetzigen Zustandes im Memelland doppelt lehr-

reich, sich einmal das Stück Geschichte ins Gedächtnis zurückzurufen, durch das das deutsche Memelgebiet zu dem wurde, was es heute ist. Wir alle haben diese Geschichte miterlebt; viele von uns haben sie leider wieder vergessen.

Wie ist also alles gekommen?

Sogenannte litauische „Patrioten“ aus dem Memelgebiet hatten die Abtrennung des Memelgebietes von Deutschland verlangt, nicht einmal zwei Prozent der Bevölkerung. Begierig griff Frankreich dieses Verlangen auf, um sich seine oben beschriebene Machtstellung zu sichern. Deutschland mußte auch auf das Memelgebiet verzichten. Die Uebergabe des Memelgebietes an Litauen sollte bereits 1919 erfolgen. Daran, daß sich das nicht durchführen ließ, waren die tollen politischen Verhältnisse schuld, die damals in den östlichen Staaten herrschten. Polnische Truppen kämpften gegen die Sowjets und gegen die Litauer und diese wieder ebenfalls gegen die Sowjets. Wenn Frankreich damals nicht mit seinem



Vor der Schmiede unserer Lehrwerkstatt

Aufnahme von H. Liebetrau

Generalstab ausgeholfen hätte, wäre heute vielleicht Polen nicht in seinem heutigen Stand vorhanden. Mit französischer Unterstützung wurde das „Wunder an der Weichsel“ vollbracht und die Russen zurückgeworfen. Die Polen drängten nach und trafen bei Wilna auf litauische Truppen, die auf Grund eines Vertrages mit den Sowjets das Gebiet für sich beanspruchten und Wilna als ehemalige litauische Krönungsstadt und Residenz für sich haben wollten.

Um diesen Konflikt zu lösen, wurde vom Völkerbund eine Kommission entsandt, die an Ort und Stelle einen Vergleich erreichen sollte. Es gelang denn auch mit Mühe und Not, in Suwalki ein solches Uebereinkommen zustande zu bringen, demzufolge in einem bestimmten Gebiet weder litauische noch polnische Truppen verbleiben sollten, um unbeflüßte Abstimmungen für oder gegen Polen und Litauen vorzunehmen. Das war am 7. Oktober 1920. Trotz dieser schönen Uebereinkunft marschierte aber bereits in der folgenden Nacht der polnische General Teligowski los, besetzte das ganze umstrittene Gebiet und stellte damit den Völkerbund vor eine vollendete Tatsache. Polen störte sich nicht im geringsten um die Proteste, sondern verleibte sich das Gebiet um Wilna ein, das den Litauern auf diese Weise entzogen wurde; übrigens wieder ein warnendes Beispiel dafür, was auch einmal mit Ostpreußen geschehen könnte.

Da der Völkerbund, in Wirklichkeit Frankreich, nichts gegen Polen unternehmen wollte, versuchte man Litauen auf andere Weise zu entschädigen. Man hielt ihm den lederen Bissen „Memel“ vor und veranlaßte einen Einfall litauischer Freischärler in das Memelgebiet, das diese am 9. Januar 1923 besetzten. Die französische Besatzung, die dort im Auftrage des Völkerbundes lag, gab zwar zum Schein einige Schüsse ab, flüchtete dann aber schnell auf die im Hafen eigens zu diesem Zwecke bereit gehaltenen Transportschiffe und überließ das Memelgebiet den Litauern. Die Botschafterkonferenz brachte nicht den Mut auf, einzuschreiten, sondern erkannte die „Eroberung des Memellandes“ durch Litauen an. Daran änderte auch nichts der Umstand, daß eine Kommission hingeschickt wurde, die zu dem Ergebnis kam, daß das Memelland deutsch sei und kulturell viel höher stünde als das benachbarte Litauen. Die Folge war lediglich, daß man dem Memelgebiet eine weitgehendere Selbstverwaltung einräumte. Die Hauptmächte England, Frankreich, Italien und Japan brachten dann mit Litauen ein Abkommen zustande, in dem dieses die Selbstverwaltung Memels, die in dem sogenannten Memelstatut niedergelegt war, zu halten versprach.

Wie Litauen dieses Statut gehalten hat, haben wir in der letzten Zeit gesehen. Es hat unter schändestem Rechtsbruch das Landesdirektorium und seinen deutschen Präsidenten außer Amtes gebracht, willkürlich ein eigenes litauisches Direktorium eingesetzt und den Landtag, der diesen Willkürakt nicht gutheißen wollte, nach Hause geschickt. Wenn jetzt der Völkerbund Litauen mit dem Haager Schiedsgericht droht, so darf man, wenn man die vorgehend aufgezeichnete Geschichte dieses Gebietes kennt, nicht zu viel Hoffnung haben, daß hier dem Recht zum Siege verholfen wird. Dafür wird Frankreich schon sorgen. Deutschland aber muß sich auch hier selbst helfen und gegen Litauen die stärksten wirtschaftlichen Maßnahmen ergreifen, die allein helfen können, wenn diese größtenteils sinnlos gewordenen Schützlinge Frankreichs zur Vernunft kommen sollen.

Frühlingsanfang

Am 21. März war nach dem Kalender Frühlingsanfang. Der schlimmste Winter seit 100 Jahren lag damit hinter uns. Vom deutschen Volke sind schwere Opfer und ungeheure Anstrengungen jedes einzelnen verlangt worden, um die gesamte Nation über diese böse Zeit hinwegzubringen. Sechs Millionen Arbeitslose mußten unterhalten werden. Das bedeutet, daß mit Angehörigen wenigstens zwölf Millionen Menschen mit einer denkbar kärglichen Lebenshaltung sich begnügen mußten, also etwa soviel, wie die gesamte Bevölkerung von Sachsen und Bayern zusammen. Das ganze übrige deutsche Volk mußte diese Volksgenossen miternähren, die ein schlimmes Schicksal zur Arbeitslosigkeit verurteilt hatte. Das war nur möglich durch allerhöchste Opfer derjenigen Volksgenossen, die noch in Arbeit stehen oder noch über einen Rest von Besitz verfügen. Übersteigerte Beiträge zur Arbeitslosenversicherung, alle möglichen Arten neuer Steuern, wie Kriekensteuern, Bürgersteuern usw., die jedem einzelnen auferlegt wurden, haben zwar in immer unerträglicher werdender Übersteigerung den fünften Teil des deutschen Volkes vor dem drohenden Hungertode gerettet, dafür aber die deutsche Wirtschaft als Gesamtheit und im einzelnen fast völlig ruiniert. Man fragt sich oft vergeblich, ob nicht durch rechtzeitige politische und wirtschaftliche Neuorientierung ein großer Teil der Krise und damit der Arbeitslosigkeit hätte vermieden werden können. Tausenden von deutschen Unternehmungen wäre dann im verfloßenen Winter die nervenaufreibende Arbeit erspart worden, alles zu tun, um die Betriebe überhaupt noch am Leben zu erhalten, und Hunderttausende von Familien hätten nicht ihre letzte Kraft daran setzen müssen, um nicht von Haus und Hof oder aus Geschäft und Beruf vertrieben zu werden.

Vor kurzem sagte der deutsche Reichskanzler, daß die nächste Gefahr für die deutsche Wirtschaft abgeschlagen sei. Er meinte damit, daß durch die staatliche Stützung der deutschen Großbanken und der großen Schiffahrtsgesellschaften, wie der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, das Schlimmste von uns abgewendet worden sei.

Inzwischen ist auch die Arbeitslosigkeit, allerdings auf der beachtlichen Höhe von über sechs Millionen Köpfen, zum Stillstand gekommen. Die befürchtete siebte Million ist zum Glück nicht erreicht worden. Die fortschreitende Jahreszeit wird bald, wenn auch nur eine jahreszeitliche Belebung auf dem Arbeitsmarkt zur Folge haben. Auch für viele Gewerbe zweige eine schwere Hemmung ist in letzter Zeit gemildert worden durch den gestiegenen Wert der englischen Währung. Auf dem Weltmarkt ist hier und da bereits ein Anziehen der Preise festzustellen, ein Vorbote beginnender Konjunktur. So mag vielleicht auch durch andere Dinge, wie beispielsweise die neuen Russen-Aufträge für die deutsche Eisenindustrie, ein lichterer Ton

Unsinn

Unsinn ist, zu glauben, daß ein Volk zu viel arbeiten könnte. Heute mag eine Vierzig-Stunden-Woche sozialpolitisch berechtigt sein, um die noch vorhandene Arbeit zu strecken. Einen Weg aus dem Wirtschaftselen heraus bedeutet sie aber nicht. Allein dadurch, daß wir in der Vorkriegszeit mehr geschuftet haben als die älteren und reicheren Industrievölker, sind wir hochgekommen. Kann das in der Nachkriegszeit plötzlich anders geworden sein?

Unsinn ist, zu glauben, daß ein Volk durch Verschwendung reich werden könnte. „Wissenschaftler“ und Politiker haben uns glauben machen wollen, daß wir nicht sparen dürften, um nicht noch mehr zu verarmen. Um diese Scheinweisheit zu erhärten, mußte sogar eine besondere „Kaufkrafttheorie“ erfunden werden. Und dennoch bleibt zum Schluß die Großvater-Wahrheit bestehen: Reich wird nur der, welcher weniger verbraucht als er schafft.

Unsinn ist, zu glauben, daß unser Volk durch Aufrufe, Befehle und Diktate aus dem Elend herausgeführt werden könnte. Wenn das Vertrauen zur Führung fehlt, ist alle „Kunst“ umsonst. Vertrauen aber faßt ein Volk nur zu Führern, denen die Sache alles — ihr Vorteil und persönliches Wohlergehen aber nichts bedeutet. Stolze Armut, Bescheidenheit und persönliche Anspruchslosigkeit sind der rechte Stil für die Notzeitführer in Staat und Wirtschaft. Von der Führerschicht muß dieser Stil unserem Volke vorgelebt werden, wenn es wieder aufwärts gehen soll. Alles sonstige moralische Getue und Gerede ist Unsinn! Hans Stahl

in das trübe Bild unserer Wirtschaftslage gekommen sein. Entscheidend hat sich allerdings bislang nichts geändert.

Trotz allem muß man sagen, daß die deutsche Nation als Ganzes die Probe dieses Winters bestanden hat. Das haben auch unparteiische Beurteiler des Auslandes noch in jüngster Zeit ausdrücklich anerkannt. Man darf mit Beruhigung feststellen, daß im Lande Ruhe und Besonnenheit auch in diesem schweren Winter das Szepter geführt haben und die Hilfsbereitschaft der glücklichen, noch arbeitenden und besitzenden Volksgenossen gegenüber den weniger glücklichen, arbeitslosen erfreuliche Beispiele gezeigt hat. Hier verdient die Anregung eines deutschen Industrieführers Dr. Böglers, Erwähnung, dervor kurzem in einem Brief an den Leiter des deutschen Instituts für technische Arbeitschulung für Tausende von jungen Menschen, die beim Verlassen der Schule in diesem Jahre keine Arbeit finden, eine solche Arbeitschulung anregte, sei es am Schraubstock und an der Hobelbank, sei es am Schmiedefeuer oder in der Formerei. Aus solcher Hilfsbereitschaft spricht die immer noch vorhandene und tief im deutschen Volke, auch beim zu Unrecht verlästerten deutschen Unternehmer verankerte soziale Einstellung unserer Nation. Mehr denn je hat gerade diese schwere Zeit gelehrt, daß Arbeiter und Unternehmer aufeinander angewiesen sind, um gemeinsam das neue Schicksal des deutschen Volkes zu formen. Der unfinnige Kampf einer Bevölkerungsklasse gegen die andere hat ganz besonders in diesen Zeiten seine Berechtigung verloren. Der eine steht und fällt mit dem anderen. Daher müssen beide gemeinsam zusehen, daß sie nicht fallen.

*

Von den Lenkern der deutschen Geschichte muß nun aber mehr denn je erwartet werden, daß sie den Erfordernissen der Zeit und den Lehren, die der furchtbare Winter gegeben hat, Rechnung tragen und die Maßnahmen ergreifen, welche allein die deutsche Wirtschaft wieder in die Höhe bringen können. In erster Linie kommt es darauf an, außen- und innenpolitisch und wirtschaftlich das Vertrauen wiederherzustellen, das die Wirtschaft für ihre Betätigung grundlegend braucht. Die Hemmungen müssen beseitigt werden, die der freien Entwicklung der privaten wirtschaftlichen Betätigung im Wege stehen. Es müssen unbedingt die Grundlagen dafür geschaffen werden, daß die Betriebe wieder rentabel wirtschaften können, da ohne eine solche Aussicht auf Wiederherstellung der Rentabilität die Unternehmungslust nicht geweckt werden kann. Vor allem muß auch auf dem Gebiet der Arbeitsbedingungen ein Zustand geschaffen werden, der wieder die freie Vereinbarung über Arbeitslohn und Arbeitszeit ermöglicht. Dieser Weg ist letzten Endes für die Arbeiterschaft wertvoller, weil so mehr Arbeitskräfte wieder Beschäftigung finden können.

Alle diese Forderungen hat mit Recht der Reichsverband der deutschen Industrie erhoben. Jeder, der den Ursachen unserer heutigen Wirtschaftskrise nachgegangen ist, wird sie als richtig erkennen müssen.

Wenn man an der richtigen Stelle die Berechtigung dieser Forderungen erkennt, dann wird auch bald in der deutschen Wirtschaft wieder Frühlingsanfang werden. Dazu bedarf es aber vor allem der endgültigen Befreiung unseres Landes von jeglichen Tributleistungen.

Der lachende Weise

Zu Wilhelm Buschs 100. Geburtstag am 15. April 1932

Von Franz Pohls

Goethe, Schiller, Shakespeare — und Wilhelm Busch verdanken wir die meisten der Zitate, die wir bei passenden und unpassenden Gelegenheiten anzuwenden pflegen. Aber während die ersten drei die Volkstümlichkeit der geflügelten Worte aus ihren Werken erst viele Jahre nach ihrem Tode erlangt haben, wurde sie Busch schon bei Lebzeiten zuteil. Und wer — wenn er nicht besonders literarisch gebildet ist — weiß noch, ob er Goethe, Schiller oder Shakespeare zitiert! Wenn jedoch jemand seinen Gästen ein Schnäpschen mit den Worten kredenzte: „Es ist ein Brauch von altersher, wer Sorgen hat, hat auch Löffel“, dann schmunzelt jeder und weiß: Wilhelm Busch! Seine Reime sind unverkennbar, in Form und Inhalt. Keine hochtönenden Worte, kein Pathos, ganz schlicht und knapp wie ein sachlicher Bericht und so einprägsam, daß man sie sofort behält. In dieser einfachen Form weiß er seine scharfen Beobachtungen an Menschen, Tieren und Gegenständen zu offensbaren und gedankenvolle Zergliederungen zu bringen. Vor allem aber ist es der köstliche Humor, der alle Werke von Busch erfüllt und sie uns so nahe gebracht hat, dieser eigenartige, gutmütige Spott, der vor nichts halt macht, ohne jedoch boshaft und verlegend zu werden. Onkel und Tante, Bettler und Base, Bürger und Bauer, Handwerker und Künstler, mit ihnen allen macht Busch seinen Akt, zeigt ungemein scharf ihre Fehler und Schwächen, und doch werden sie uns lieb und vertraut. Die Schärfe der Beobachtung spricht auch aus Buschs einzigartigen Lebensweisheiten. Wer muß nicht lachen und doch zustimmen, wenn Busch sagt:

„Gehabte Schmerzen, die hab' ich gern“, oder

„Enthaltbarkeit ist das Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen“, oder — ein besonders berühmter Ausspruch:

„Das Gute — dieser Satz steht fest — ist stets das Böse, was man läßt!“ —

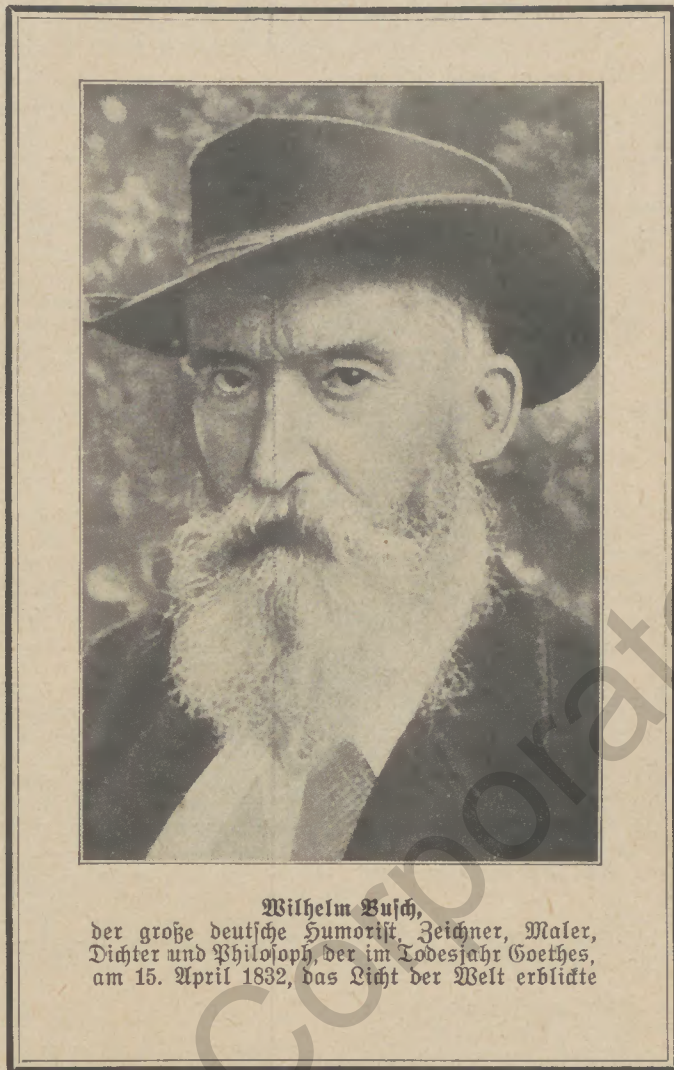
Wilhelm Busch hätte aber nie seine Berühmtheit erlangt, wenn sich in ihm nicht Dichter und Maler in originellster Weise vereinten. Dichter, die malen, und Maler, die dichten, hat es schon immer gegeben, aber stets war das eine Talent das bei weitem überragende. Nur

Wilhelm Busch macht eine Ausnahme, denn bei ihm weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die witzigen Verse oder die genialen Karikaturen. Seine knappen, unverkennbaren Umrisse macht ihm sobald keiner nach. Als echtem Künstler ist Wilhelm Busch alles Sichtbare der Darstellung wert. Sei es ein Haus oder ein alter Weidenbaum, ein Frosch oder ein Storch, ja selbst die leblosen Dinge, wie Schnupstabsdose und Pfeife, Zipfelmütze, Pantoffel und Schlafrock — alles findet mit wenigen Strichen die gleiche treffende

zeichnerische Formel wie die Persönlichkeit eines Menschen. — Die in Vers und Bild behandelten Stoffe sind primitiv. Es handelt sich meistens um irgendeinen Schabernack, dem harmlose Menschen anheimfallen. Aber hinter diesen einfachen Handlungen spürt man den überlegenen Geist, dem nichts Menschliches fremd ist, und das warme Herz, das deutsche Gemüt, das Kleines und Kleinstes beachtet und Alltag und Bürgerlichkeit mit innigem Behagen erfüllt.

Das umgrenzte, beschauliche Leben ist Wilhelm Buschs Ideal gewesen. Damit begann es, damit endete es. In Wiedenhof, einem kleinen hannoverschen Dorf, wurde er als Sohn des Dorfkrämers geboren, und dorthin kehrte er als berühmter Mann zurück, um es bis an sein Lebensende, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, nicht wieder zu verlassen. Zwar ließ er sich auch eine Weile in der Welt umhertreiben, als er die Malkunst in Düsseldorf, Antwerpen und München studierte und zu einem tüchtigen Maler wurde; aber immer suchte er das Idyll. Darum verweilt er auch in seiner kleinen Selbstbiographie „Von mir über mich“ mit offensichtlichem Vergnügen bei der Schilderung seiner Feierabende in Antwerpen, die er, mit einem grünen Schlafrock angetan und Pfeife rauchend, in Gesellschaft seines Wirtes, eines Barbiers und anderer ehrfamer Handwerker und Kleinbürger zu verbringen pflegte.

In Antwerpen war es wohl auch, wo ihm die großen niederländischen Maler Brouwer, Teniers und Ostade nahe kamen, an deren gemütliche Schilderungen aus dem Leben der Bürger und Bauern so manches in Buschs Schaffen erinnert. Er stammte ja aus einer solchen Umgebung: Der Vater, ein kleiner, rühriger Mann, der würdevoll hinter dem Ladentisch stand und abends durch das Dorf spazierte, die stille, fromme Großmutter, der er aus dem Gesangsbuch vorlas. Patriarchalische Sitten herrschten in dem Hause, wo das Gefinde mit am Familientisch saß. Und dann das Dorf mit Wald und Feld, Bach und Wiese, Menschen und Vieh. In diesen ländlichen Frieden



Wilhelm Busch,
der große deutsche Humorist, Zeichner, Maler,
Dichter und Philosoph, der im Todesjahr Goethes,
am 15. April 1832, das Licht der Welt erblickte

Ordnung und Sauberkeit — dazu sei stets bereit!

Hermann und Dorothea

Dichtung in neun Gesängen von Johann Wolfgang von Goethe



Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nuckend im Arme,
Und mit wenigem nur vermögen die Unfern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten
gedenken,
Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches,
wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den
Armen!"

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Stroh die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
„Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist
zu,
Daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Euren
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Notdurft zu
reichen.“
Und ich löste die Knoten der Schnur und gab ihr den
Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden und tief: „Der Glückliche
glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn! Denn nur im Elend erkennt
man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten

Leitet. Was er durch Euch an uns tut, tu' er Euch selber!“
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks
befühlen.

„Eilen wir“, sagte zu ihr die Jungfrau, „dem Dorf zu, in
welchem

Unsere Gemeinde schon rastet und diese Nacht durch sich
aufhält;

Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, alles und jedes.“
Und sie grüßte mich noch und sprach den herzlichsten Dank
aus,

Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im
Herzen,

Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich verteilte.

Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen und fuhr ihr
Sachte nach und erreichte sie bald und sagte behende:

„Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand
alleine

Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränk,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.

Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag:
Du verteilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.“

Drauf verpackte das Mädchen: „Mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben, der Dürftige soll sich derselben erfreuen.“

Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die
Brote,

Flaschen Weines und Biers und reich' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der
Kasten.

Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen und zog so
Weiter, ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.“

zog es auch den erfolgreichen Mann. Und während seine Bücher immer vollstümlicher wurden, begoß er seine Blumen, pflegte seine Bienen, las einmal ein gutes Buch und hatte, wenn er Gesellschaft suchte, seine bauerlichen Nachbarn und deren Kinder. Er war ein großer Kinderfreund, blieb aber doch Junggeselle, denn als Philosoph schätzte er die Einsamkeit, er meinte:

„Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil keiner da, der ihm was tut.“

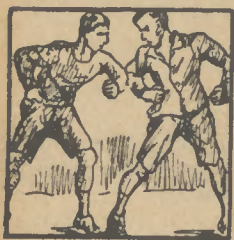
Busch stimmte darin mit Schopenhauer überein, dessen Philosophie ihn einmal sehr gepackt hatte, die aber in ihrer Bitterkeit doch weit von seinem fröhlichen Pessimismus entfernt ist. —

„Mein Lebenslauf ist bald erzählt“, sagt Busch einmal ganz richtig, denn sein Leben enthält nichts von buntem Wechsel und Abenteuerlichkeit, wenn es auch ein langes Leben war. Am 9. Januar 1908, fast sechsundsiebzig Jahre alt, starb Busch bei seinem Neffen in Mechtshausen, in der Nähe seiner Heimat.

Wilhelm Busch ist ein Liebling des deutschen Volkes in allen seinen Schichten, sein Humor ist auch jetzt ganz besonders dazu geeignet, uns auf ein paar Stunden die trübe Gegenwart vergessen zu lassen.

Wenn die Jungen nicht artig sind

Von Otto Hennemann



Aus dem Hause des Zimmermanns schallt Kindergeschrei. Die Nachbarn öffnen die Fenster. „Ah, der Meister klopft seinen Jungen wieder einmal den Staub aus der Nase!“

So geht das nun jeden Tag. Ich will dem Meister einmal ins Gewissen reden! — Als ich vor seinem Hause bin, geht er gerade mit schweren Schritten aus der Seitentür auf seinen Arbeitsplatz. Die beiden Jungen erscheinen in der halbgeöffneten Tür und machen lange Nasen hinter ihm her. Ei, sieh doch, diese Nader! Nun sehen sie mich. Sie verschwinden wie Schatten.

„Guten Tag, Herr Meister!“

Er sieht kurz hoch und brummt etwas vor sich hin. Er haßt, daß die Späne weit fortfliegen. Ich sehe ihm schweigend zu. Ich habe Zeit, lieber Meister, klopfe deinen Groll nur erst in das Holz hinein! Ja, ich kenne dich! Wenn ich dir jetzt gute Lehren über Kindererziehung aufträte, würdest du grob werden. Dich muß man gelinde anfassen; dann bist du aber auch um den Finger zu wickeln. — Endlich richtet er sich hoch und wirft die Art fort. Unter seinen dichten Brauen blinzelt er mich herausfordernd an. Ich mache ein gleichmütiges Gesicht und schweige; denn ich weiß, nur so wird seine Zunge gelockert.

„Es ist eine Plage, wenn man fünf Jungen hat.“ Das kam aus gequältem Herzen.

Ich nicke ihm zu. Der Meister gewinnt Vertrauen.

„Ledermäuler sind's. Nicht einmal Bohnen mit Speck mögen sie essen“, sagt er grimmig. Dann richtet er sich steil hoch. „Nun, dann gib's eben ungebrannte Asche zu schmecken!“

Jetzt darf ich mich nicht länger zurückhalten. Aber zuerst muß ich ihn entwaffnen, damit sein Zorn mir nicht alles verderbt. „Meister, ich weiß, daß Sie ein offenes Wort vertragen können. Ich weiß auch, daß Sie prüfen und überlegen und nicht alles gedankenlos nachreden, was schon zu Großvaters Zeiten gesagt wurde. Sie haben sich zuerst hier weit und breit eine Bandfäße gekauft. Sie haben . . .“

„Nun ja . . .“ Es steigt eine heiße Welle in sein Gesicht. Er freut sich, daß ich sein Vorwärtstreben im praktischen Leben anerkenne. „Nachdenken hat keinen Schaden getan. Man lernt niemals aus.“

„Bravo, lieber Meister! Nun will ich Ihnen auch erzählen, was ich auf dem Herzen habe. Ich glaube, Sie begehen einen großen Fehler, wenn Sie die Jungen verprügeln, weil sie Bohnen und Speck nicht essen mögen.“

Er sieht mich erstaunt an. „Nun, es ist nicht nur deswegen, weil sie nicht alles essen mögen. Sie wissen gar nicht, was fünf Jungen an einem Tag für Dummheiten verüben. Sie klettern auf die Bäume und zerreißen dabei die Kleider. Sie laufen durch Wasserpfützen, bekommen nasse Füße und werden krank, sie essen unreifes Obst und verderben sich so den Magen, sie verschleppen das Werkzeug, sie werfen Fensterseiden ein, sie . . .“

„Ja, Meister, es ist nicht leicht, fünf Jungen zu erziehen. Aber ich verstehe nicht, daß Sie alles durch Prügel kurieren wollen. Was würden Sie von einem Arzt halten, der bei jeder Krankheit Rizinusöl verordnete?“

„Nun, das wäre ein Spaß bei einem Beinbruch“, lachte der Meister.

„Sehen Sie, so unverständlich ist es auch, die Streiche der Jungen mit dem Stock zu heilen.“

„Aber, was ist denn da zu tun? Man kann doch nicht alles hingehen lassen!“

„Nein, gewiß nicht. Wer alles hingehen läßt, erzieht nicht, sondern läßt wild wachsen. Was zu tun ist, fragen Sie? — Wenden Sie natürliche Strafen an, wenn Sie strafen müssen. Wenn ein Junge mutwillig durch das Wasser läuft, so muß er die Schuhe reinigen und so lange in der Stube sitzen, bis die Schuhe trocken geworden sind. — Wenn er unverträglich ist, darf er nicht mit den anderen Kindern spielen. Wer unreifes Obst isst, wird krank und muß deshalb ins Bett. Wenn der Junge eine Fensterseide aus Unachtsamkeit eingeworfen hat, so muß er die Scheibe aus seiner Sparbüchse bezahlen. Wenn . . .“

„Wissen Sie“, sagte der Meister, und kraut sich im Nacken, „ich glaube, daß mancher Junge lieber Prügel nimmt als diese Strafen.“

„Das mag schon sein, lieber Meister, die natürlichen Strafen sind durchaus keine Sammetpföfchen, die tätscheln und streicheln. Sie stoßen den Jungen immer wieder mit der Nase auf seinen dummen Streich. „Hätte ich nicht die Fensterseide eingeworfen, so könnte ich mir jetzt Schlittschuhe kaufen.“ Wäre ich nicht mit den Schuhen durch das Wasser gelaufen, so hätte ich auch zum Raspertheater gehen können, das nur an diesem einen Tage auf dem Marktplatz aufgebaut ist.“ So werden sich die Jungen oft sagen müssen. Und was man sich selbst sagt, lieber Meister, das hört man deutlich und eindringlich.“

„Das ist schon richtig. Wenn man einen Fehler einseht, macht man ihn nicht wieder.“

„Nicht wahr, Meister! Aber die Prügel verschaffen dem Jungen keine Einsicht. Sie verhärten ihn nur und erzeugen Haß und Trotz gegen den Peiniger. Wenn aber Haß und Trotz im Kinderherzen ist, dann wuchert das Schlechte, dann wird alles Gute zertreten. Nur in einem Falle sind körperliche Strafen recht heilsam, nämlich dann, wenn Buben roh gegen Menschen sind und die Tiere quälen. Es ist wirklich schade, daß manche Fuhrleute nicht die Hiebe mit Zins und Zinseszins zurückbekommen, die sie austeilen.“

Von dieser Ausnahme abgesehen, muß ich sagen: es sieht auch heutigen Tages noch viel zu finstern aus am Kinderhimmel. Sicher ist die Erziehung eine wichtige Sache. Aber deshalb braucht der Erzieher noch längst nicht eine Leichenbittertöne aufzulegen. Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen“, sagt Jean Paul.“

Ein merkwürdiger See

Ein See mit drei Arten Wasser befindet sich auf der Insel Kilbin, in der Nähe von Kola an der Murmanküste im russischen Lappland. Man vermutet, daß er unterirdisch mit dem Eismeer in Verbindung steht, da er deutlich Ebbe und Flut zeigt. Er hat drei Schichten Wasser, ganz oben süßes Wasser, das von Regengüssen und einigen Bächen herrührt, darunter salziges Meerwasser und ganz unten schwefelhaltiges Wasser, das von dem Schlamm des Bodens her stammt.

Rede deutlich, Mißverständnisse können zu Anfällen führen!

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar Gleich das Wort und rief: „O glücklich, wer in den Tagen dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,

Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen! Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt sein. Ofters dacht' ich mir auch schon die Flucht und habe die besten

Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten Meiner seligen Mutter, das alles noch heilig verwahrt liegt. Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.

Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiß gesammelt, Mist' ich ungern, wenn auch der Wert der Ware nicht groß ist.

Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich geträufelt von Hause. Hab' ich die Varschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich Alles gerettet: der einzelne Mann entflieht am leichtesten.“

„Nachbar“, versetzte darauf der junge Hermann mit Nachdruck:

„Keineswegs denk' ich wie Ihr, und table die Rede. Ist wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück

Sich nur allein bedenkt und Leiden und Freuden zu teilen Nicht versteht und nicht dazu von Herzen bewegt wird? Lieber möcht' ich als je mich heute zur Heirat entschließen; Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.“

Lächelnd sagte darauf der Vater: „So hör' ich dich gerne! Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.“

Aber es fiel sogleich die gute Mutter beherd ein:

„Sohn, füthwahr! Du hast recht; wir Eltern gaben das Beispiel.“

Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählt, Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen. Montag morgens — ich weiß es genau, denn tags vorher war

Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte — Zwanzig Jahre sind's nun: es war ein Sonntag wie heute, Heiß und trocken die Zeit und wenig Wasser im Orte.

Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern, Auf den Dörfern verteilt und in den Schenken und Mühlen.

Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den

Zugwind. Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Ernte, Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war

Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieses zugleich mit. Wenig flüchteten wir. Ich sah die traurige Nacht durch Vor der Stadt auf dem Ager, die Kasten und Betten bewahrend;

Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens

Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt, Sah ich den Rauch und die Blut und die hohlen Mauern und Essen.

Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder Herrlicher auf als je und löste mir Mut in die Seele.

Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen, Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Kühner gerettet,

Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüt noch.

Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daherstieg,

Die noch rauchten, und so die Wohnung wüßte und zerstört sah, Kamst du zur andern Seite herauf und durchsuchtest die Stätte.

Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken

Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Tiere.

Also standen wir gegeneinander, bedenklich und traurig: Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden. Und du fastest darauf mich bei der Hand und sagtest:

„Dieschen, wie kommst du hierher? Geh weg! Du verbrennest die Sohlen.“

Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefel.“

Und du hobest mich auf und trugst mich herüber, durch deinen

Hof weg. Da stand noch das Tor des Hauses mit seinem Gewölbe

Wie es jetzt steht: es war allein von allen geblieben. Und du sehest mich nieder und küstest mich, und ich verwehrt' es.

Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:

„Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier und hilf mir es bauen,

Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an seinem.“

Doch ich verstand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter schicktest und schnell das Gelübde der fröhlichen Ehe vollbrachst war.

Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebäudes Freudig und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;

Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Blaumeisennest

Von Erich Bozemühl - Drevenack

(Mit freundlicher Genehmigung des Bundes für Natur- und Heimatpflege e. V., Schwelm, dem Kleinen Naturschutzkalender 1932 entnommen)

Auf dem Schulhof steht eine grüne Pumpe. Die Kinder heben den Schwengel hoch und drücken ihn wieder nieder. Dann fließt das klare kalte Wasser daraus, und das, was die Kinder nicht trinken, fließt weiter über die grünlichen Steine durch die Gasse, bis unter die großen Holunder- und Birkensträucher. An der Pumpe aber steht ein Lindenbaum, der im Sommer kühlen Schatten breitet über die Pumpe und über die Bank, auf die sich die Kinder gerne setzen. Und nach der Schulzeit sitzen dort auch die Großmutter und die Mutter mit ihren Naderarbeiten; denn es ist schön, wenn die hellen Sonnenkringel auf der Erde spielen und wenn die Rosen duften und die Nelken blühen gegenüber in dem kleinen Gärtchen vor der Wand, an der der Weinstock grünt.

Es ist erst einige Wochen her, da saß die Großmutter mit dem kleinen Bub am Fenster und zeigte mit dem Finger: „Paß auf, jetzt kommt es wieder. Siehst du...?“ Und der Bub rief: „O ja, ich hab's gesehen, es ist in die Pumpe gehüpft — Oma, was tut das Vögelchen in der Pumpe?“ Und da hat es ihm die Oma erzählt: „Das Vögelchen baut sich sicher in der Pumpe ein Nestchen. Und in das Nest legt es Eier, ganz kleine, schöne Eier, und aus den Eiern werden dann kleine Vögelchen...“ Und als die Oma auch am andern Tag wieder davon erzählt hatte, und als sie am andern Tag auch wieder das kleine Vögelchen oder vielmehr zwei kleine schöne blaue Vögelchen gesehen und beobachtet hatten, da hatte der Bub keine Ruhe, er mußte das Nestchen unbedingt einmal sehen. Und die Großmutter ging zum Vater und fragte ihn, was er wohl dazu meine. Und der Vater, er nahm dann den kleinen Jungen bei der Hand, ging mit ihm hinaus, hob ganz leise den grünen Deckel der Pumpe auf, hob dann den Knaben in die Höhe — und dann sahen sie beide da in den Pumpenkaften hinein... Und was da war? Der Vater mußte immer wieder „Still, still!“ sagen, denn was da war, das war so schön, daß der Bub den kleinen Mund vor Freude nicht halten konnte. In dem Häßel und den Tannennadeln, mit denen der Pumpenkaften angefüllt war bis oben hin — es war im Winter geschehen, damit das eiserne Pumpenrohr gewärmt blieb und das Wasser in ihm nicht zu Eis fror —, in dem Häßel also lagen oben hoch in einer kleinen Vertiefung so viel kleine Eierchen, daß der Bub sie noch nicht zählen konnte. Der Vater aber hat es ihm denn hernach gesagt. Zwölf Eier hatte die Blaumeiße gelegt — und da saß sie auch schon wieder auf dem Ast vom Lindenbaum, und als der Vater den Deckel wieder geschlossen hatte, husch, war sie wieder hineingeschlüpft.

Ja, das ist eine lustige Geschichte von diesem Nest in dem Pumpenkaften; denn es dauerte gar nicht lange, da nahm der Vater den Knaben wieder bei der Hand, und die Mutter und die Großmutter gingen gleich mit — und als sie alle in den Kästen oben hineinsahen, nur ganz kurz, „nur ganz eben mal“, so meinte der Bub, da lagen in dem Nest zwölf kleine, nackte Vögelchen. Und wenn man jetzt am Fenster saß, dann konnte man beide Blaumeisennestern immer hin und her fliegen sehen, raus und rein und immer mit einem Räupchen, einer Made, einer Larve im Schnabel — und wenn man sein Ohr an den Pumpenkaften hielt, dann hörte man ein Gezwickel und Gepiepe, als wenn es noch viel mehr als nur zwölf kleine junge Vögelchen gewesen wären.

Als der kleine Bub noch einmal sehen durfte, da hatten sie schon Federn. „Ja, so sehen sie doch anders aus als beim erstenmal, hu, so nackt da zu liegen“, meinte Diele... „die müssen doch frieren.“ Aber die Jungen wußten doch besser Bescheid: „Frieren, wenn die Vogelmutter sie mit ihrem Körper und mit ihren Federn wärmt?“ Und als eines Morgens der Lehrer aus der Schulküche kam, da war dann etwas ganz Besonderes geschehen. Die Kinder standen aufgeregt

um die Pumpe herum. „Oh, Herr Lehrer“, rief Else, die sich am meisten erschrocken hatte, „wir pumpen, um unsere Schwämme naß zu machen, und da kam... o, sie schüttelte sich noch ordentlich, wenn sie daran dachte — „da kam aus dem Pumpenrohr so eine kleine Blaumeiße heraus, mit dem Wasser kam sie heraus“. „Aber ich habe sie aufgefangen“, rief Karl, „und ich hab sie getrocknet. Wollen Sie sie sehen? Bitte, da oben piept sie schon im Baum...“ Aber der Lehrer hatte andere Gedanken. „Also sind die kleinen Vögelchen schon flügge geworden“, sagte er. Vorgestern noch hatte er mit den Kindern dort an der Pumpe gestanden und hernach an der großen Eiche, und sie hatten sich von den Tierchen erzählt und sie beobachtet — „und nun“, so sagte er, „nun wird's aber Zeit“, und schon war er um die Ecke verschwunden und kam nach kurzer Zeit zurück mit einem kleinen Brettchen, das er sich beim Schreiner geholt hatte, einem Brettchen, in das von der Seite her bis zur Mitte ein Loch gefügt war. Und dieses Brettchen legte er auf das Pumpenrohr um die Stange her, an der unten der Kolben befestigt war, die Stange, die sich auf und nieder bewegte, wenn die Kinder pumpen. „So“, sagte er, „jetzt kann kein Tierchen mehr ins Wasser fallen, und es ist ein Glück, daß nicht schon eins ertrunken ist und daß Karl das eine aufgefangen hat...“ Piep, piep, sagte es oben im Baum, als wenn es sich hätte bedanken wollen. Inzwischen aber kam auch die Großmutter mit dem Entelchen — und der kleine Bub durfte wie die andern Kinder auch noch einmal oben in die Pumpe hineinschauen. Und was da war? Da hüpten alle die kleinen Tierchen umher, schön blau und auf der Unterseite gelblich-weiß. Wie gern hätte der Bub solch ein Tierchen einmal in die Hand nehmen mögen, aber der Vater meinte, daß sich die kleinen Vögelchen viel zu sehr ängstigten. „Wir wollen sie nur recht schön in Ruhe lassen. Wer weiß, wenn wir morgen wieder hineinschauen, dann sind sie vielleicht alle schon ausgeflogen.“ Oh es dauerte gar nicht bis zum andern Morgen. In der nächsten Pause, schon um 10 Uhr, war das Nest in der Pumpe leer, und Karl und Hermann, Else, Frieda und Marie standen und suchten mit ihren Augen die Bäume ab: „Da ist eins“, rief Karl und zeigte auf den Lindenbaum. Frieda fand eins in der Eiche, Hermann sogar eins auf dem Dach — und Else, die die besten Augen hatte, entdeckte eins hoch, ganz hoch oben im Ulmenbaum. Aber die anderen meinten, daß das wohl eins von den alten Tieren wäre, so hoch könnten doch sicher die die Vögelchen noch nicht fliegen.

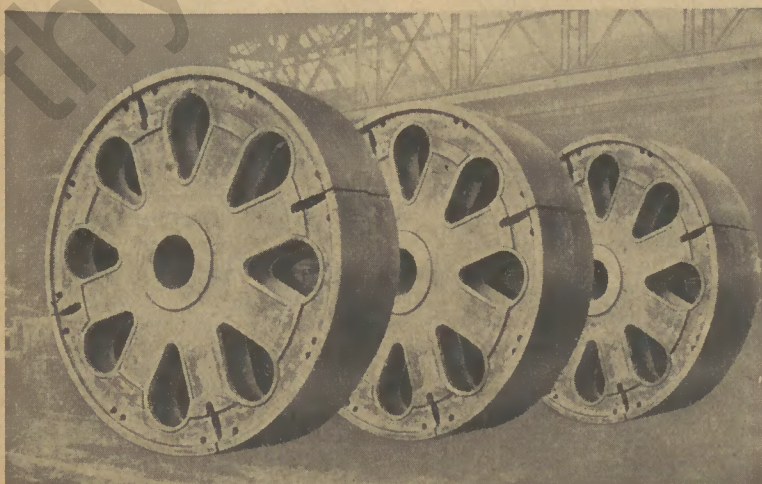
Aber der Bub wußte es besser. „Die fliegen bis in den Himmel“, sagte er — und dann fragte er, ob die Vögelchen jetzt wieder neue Eier in die Pumpe legten. Aber das konnte ihm der Vater auch nicht beantworten: „Weißt du was?“ sagte er, „wir wollen mal gut aufpassen, ob die kleinen Blaumeisen wieder in die Pumpe hineinfliegen. Wenn sie das tun, dann legen sie auch gewiß wieder Eier in das Nest... und dann gibt's auch noch einmal junge Vögelchen...“ Und das wollten die Kinder gerne beobachten, und sie wollten auch selbst mal eine Geschichte schreiben von dem Blaumeisennest in der Schulhofspumpe, weil sie alle miteinander soviel Freude daran gehabt hatten.

*

Buchhandel vor zwei Jahrtausenden. Im alten Rom gab es schon zu Beginn der Kaiserzeit einen ziemlich ausgedehnten Buchhandel. Aber nicht nur in der Hauptstadt des römischen Weltreiches, auch in den Provinzstädten hatten sich viele Buchhändler niedergelassen. Im alten Rom bestanden Bücherverkaufsstätten an allen belebten Punkten der Stadt. Sie waren zugleich auch die Zusammenkunftsorte für Künstler und Literaten. Da der Buchdruck noch nicht bestand, mußten alle Bücher handschriftlich hergestellt werden. Zu Schreibarbeiten standen aber damals so viele Schreibkundige Sklaven zur Verfügung, daß hohe Auflagen erzielt wurden. Auch waren die Bücher im Verhältnis zu dem mit der Herstellung verbundenen Arbeitsaufwand gar nicht so sehr teuer. Die Niederschrift geschah gewöhnlich so, daß ein Sklave diktierte und viele andere, manchmal Hunderte, nachschrieben. Auf diese Weise sind manchmal von einem Buche Tausende von Exemplaren hergestellt worden.



Frühlingsboten
Blaumeisen und Weidenkätzchen



Erzeugnisse unserer Ruhrstahl-A.G.



Nebenstehend: Drei dieser gußeisernen Radkörper, 3910 mm ä. Ø, 950 mm Kranzbreite, im Gewichte von je etwa 24,5 Tonnen wurden an die Demag geliefert für Präzisions-Walzwerksantriebe einer 630er Knüppelstraße mit einer Leistungsübertragung von je 10 000 PS bei $n = 250/48$

Eine Blanderei über Kirchenbauten



Bild 1: Adventskirche in Kassel

zerbrach. Später halfen wir dem damaligen Turmwächter die Glocken läuten. Eines Tages passierte mir



Bild 2: Französische oder Oberneustädter Kirche

besitz er einen großartigen Domschatz, für welchen ein Amerikaner vor dem Kriege schon fünf Millionen Mark geboten hatte. Ebenso interessant

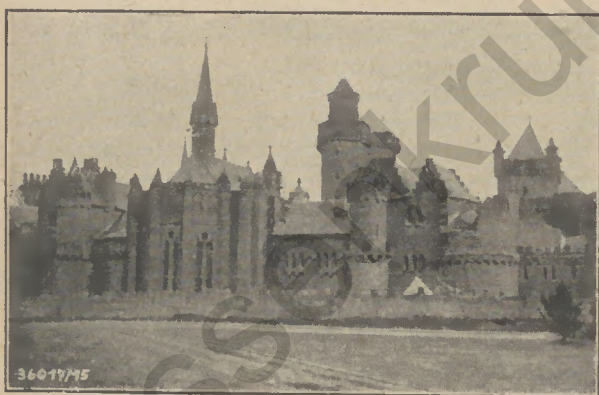


Bild 3: Kapelle in der Löwenburg



Bild 4: Der St.-Petri-Dom mit seinem berühmten Domschatz und Heimat-Museum im 1200jährigen hessen-nassauischen Städtchen Freiligr

In unserem deutschen Vaterlande gibt es so viele sehenswürdige Kirchen, daß es sich wohl lohnt, hierüber einige kleine Erinnerungen zu veröffentlichen. Als erste Kirche möchte ich die Adventskirche in Kassel erwähnen (Bild 1). Sie hat eines der schönsten harmonischen Geläute in Deutschland. Da sie meine Konfirmationskirche war, möchte ich zwei für mich damit verbundene Erinnerungen einflechten. Die Kirche wurde in den Jahren 1888—90 in dem damaligen Vorort Wisheiden gebaut. Der Rohbau war beendet und die Turmspitze im Gebälk errichtet, als eines Tages ein fürchterlicher Sturm losbrach. Wir spielten als Kinder in der Nähe, als ein Schulkamerad ausrief: „Der Kirchturm fällt um“, und der ganze hölzerne Aufbau kopfüber herunterfiel und in tausend Splitter

zerbrach. Später halfen wir dem damaligen Turmwächter die Glocken läuten. Eines Tages passierte mir dabei das Mißgeschick, daß der Glockenstrick der kleinen Glocke mir einen Vorderzahn auslug. Außerdem hatte ich noch eine Zeitlang eine geschwollene Backe. Dieser Vorfall setzte meine Begeisterung für das Läuten bedeutend herab.

Eine weitere merkwürdige Kirche ist in Kassel die Oberneustädter Kirche (Bild 2). Sie wurde zu Jeromes Zeiten für die Franzosen gebaut und hat einen runden Grundriß und ein kleines Türmchen auf der Kuppel. Ebenso ist auch die Schloßkapelle auf Wilhelmshöhe in der Löwenburg erwähnenswert (Bild 3). Hier hielt zu Kaiser Wilhelms II. Zeiten der kaiserliche Hof die Gottesdienste ab.

Von den größeren Kirchen möchte ich vor allen Dingen einen unserer ältesten Dome erwähnen, den Trilärlar (Bild 4). Er stammt in seinen ältesten Teilen von Bonifatius und ist über zwölfhundert Jahre alt. Auch besitzt er einen großartigen Domschatz, für welchen ein Amerikaner vor dem Kriege schon fünf Millionen Mark geboten hatte. Ebenso interessant ist der Dom zu Bremen mit seiner Bleikammer. Hier liegen in offenen Särgen Leichen schon über 450 Jahre, vollständig erhalten. Bei einem Studenten sieht man noch die Stichwunde am Halse, die er bei einem Duell erhalten hatte. Man führt die Erhaltung der Leichen auf den Radiumgehalt der Luft in diesem Keller zurück.

Eine weitere merkwürdige Kirche fand ich in der Eifel. Wenn man mit der Bahn um die Stadt Mayen (Bild 5) fährt, so sieht man die Spitze eines Kirchturmes immer schief. Es ist jedoch nur eine optische Täuschung, da der Dachdecker um die ganze Spitze einen Schnecken-

gang gelegt hat. — Sodann ist die bei dem durch den Dauner Sprudel bekannten Luftkurort Daun gelegene Weinsfelder Kirche sehenswert (Bild 6). Hier hatte vor fünfhundert Jahren ein Ort gestanden, der aber wahrscheinlich durch die Pest entvölkert wurde. Die übriggebliebenen Einwohner hatten vor Grauen die Stätte verlassen und sich im Tale angesiedelt, in dem heutigen Schalkenmehren. Das Kirchlein mit seinem umliegenden Friedhof ist allein zurückgeblieben. Auf einsamer Bergeshöhe träumt es am Rande eines Kratersees, des Totenmaares. Einen eigenartigen Reiz übt diese Kirche mit der öden Umgebung in der Abenddämmerung aus.

Die bei der Burg Daun gelegene Kapelle ist gleichfalls bemerkenswert wegen ihrer wunderbaren Lage. Man hat von hier einen der schönsten Rundblicke.

Im Osten unseres Vaterlandes sah ich bei Krummhübel, in der Kolonie Brückenberg, ein wunderschönes Kirchlein. Auf 814 Meter Höhe steht hier aus Holz gebaut die Kirche Wang (Bild 7). Sie hatte einst in Norwegen gestanden und war von Friedrich Wilhelm IV. auf Anregung einer Gräfin Reeden für 120 Taler aufgekauft worden.

Ihr Transport und Aufbau kostete damals 80 000 Mark. Sie ist vollständig aus Holz hergestellt und mit den schönsten Schnitzereien versehen. Jährlich wird sie von 20 000 Menschen besucht. Ich habe an einem Pfingsttage dort den Gottesdienst besucht und war erstaunt, daß über die Hälfte der Besucher junge Wandervögel waren, welche hier ihre Pfingstandacht hielten.

In Thüringen fand ich in Bad Thal eine eigenartige Kirche. Da das Bad Thal keine eigene evangelische Kirche besitzt, ist in dem dicht dabei liegenden Heiligenstein ein altes Kloster zur Kirche eingerichtet. Während auf der einen Seite des Klosterhofes eine Brauerei sich befindet, ist auf der anderen die Kirche, die Glocken jedoch hängen hoch oben am Bergeshange im Walde. Es ist wunderbar, wenn die unsichtbaren Glocken ihre Stimme aus dem Walde erschallen lassen.

Wieviel Luft verbraucht der Mensch?

In der Stunde atmet der ruhende Mensch fünfzehn Liter Sauerstoff ein, soviel wie etwa zwei Wachskerzen verbrauchen. Bei der Arbeit steigt der Verbrauch erheblich, beträgt etwa drei- bis sechsmal soviel. Die Kohlenäure, die bei der inneren Verbrennung im Körper entsteht und ausgeatmet wird, ist giftig; sie ist es aber nicht allein, die die Luft in geschlossenen, von vielen Menschen bevölkerten Räumen so verschlechtert, so unbehaglich macht; da kommen noch die Ausdünstungen des Körpers, die Gerüche der Speisen und Getränke, der Tabakqualm usw. hinzu.

Mittlere Mengen Kohlenäure, bis etwa ein Prozent, auch noch darüber, werden durchaus gut vertragen, verstärken nur die Atemtiefe; deshalb wird neuerdings auch Kohlenäure bei Bewußtlosen angewandt, um die Atmung anzuregen. Lebensgefährlich wird — die Angaben schwanken — ein Gehalt von 5—6 %; ertragen werden bei kurzem Aufenthalt aber auch 11—14 %.



Bild 5: „Schiefer“ Turm der St.-Klemens-Kirche in Mayen

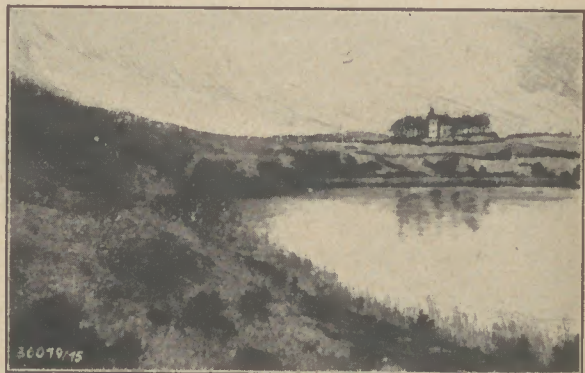


Bild 6: Weinsfelder Kirche



Bild 7: Kirche Wang

Drinnen und Draußen

Der Tabakbau in Deutschland

Hast du schon einige Mahnungen in unserer Zeitung gelesen, nur deutsche Waren zu kaufen, weil durch die Einfuhr ausländischer Waren Deutschland geschädigt wird? Da dürfen wir doch nun eigentlich auch keine Zigarren mehr rauchen, denn der Tabak kommt doch, wie ich neulich in der Zeitung las, vom Balkan, besonders von Mazedonien und von Griechenland, und für die ganz guten Zigarren kommt er sogar von Südamerika, besonders von Sumatra. Das ist schon richtig, meinte der Nachbar und nimmt seine Pfeife aus dem Mund. Nun wirst du aber staunen, wenn ich dir erzähle, daß auch in Deutschland Tabak gebaut wird, der besonders als Pfeifentabak Verwendung findet. In der Mark Brandenburg wurde vom Alten Fritz, also schon vor fast zweihundert Jahren, bei Schwedt a. d. O. der Tabakbau eingeführt. Dort werden jetzt sechshundert Hektar Tabak gebaut. Die Hauptanbaugelände liegen jedoch in Süddeutschland zwischen Landau und Ludwigshafen und bei Würzburg.

Der Verdienst für den Tabakbauer ist gering. Am besten hat er natürlich während der Kriegszeit verdient, wo ja ausländischer Tabak nicht zu bekommen war, Buchenlaub und manches andere geraucht wurde und der deutsche Tabak eine Delikatesse war. Als die ausländischen Tabaksorten wieder nach Deutschland eingeführt werden konnten, sank der Wert der deutschen Ware schnell, die jetzt nur noch zu Pfeifentabak und als Einlage für billige Zigarren verwendet wird. Trotzdem wurden doch im Jahre 1929 von etwa sechzigtausend Tabakbauern auf hunderttausend Hektar ungefähr zweihundertdreißigtausend Doppelzentner geerntet. Auf einem Hektar wurden 23,7 Doppelzentner geerntet, und der Preis für den Doppelzentner betrug 86 Mark. — Der Tabakbau macht aber auch besonders viel Arbeit, und diese aus den Tropen kommende Pflanze erfordert erhöhte Aufmerksamkeit, auch wächst sie nur auf leichtem, humusreichem Boden. Kunstdünger darf nur in beschränktem Maße gegeben werden, weil sonst die Güte der Blätter leidet.

Der Samen wird im Frühjahr im Keimbeet ausgesät, und im Mai, wenn die Frostgefahr vorbei ist, werden die Pflanzen ins Freie ausgepflanzt. Die jungen Feldbestände werden dann eifrig von Hand gehackt und alle Nebenzweige ausgebrochen, weil sich die Pflanzen nicht verzweigen dürfen, wenn man schöne, große Blätter ernten will. Die Blüten werden auch ausgebrochen, weil die ganze Kraft der Pflanze in die Blätter gehen soll. Im August wird der Tabak geerntet, er wird „geblattet“. Es wird hierbei von unten nach oben geerntet. Die unteren, hellen Blätter sind die besten, sie ergeben das sogenannte Sandblatt und finden als Deckblatt zu Zigarren Verwendung. Die geernteten Blätter werden schon auf dem Felde auf Fäden aufgezogen und an der Luft getrocknet. Die Blätter kommen dann in besonders hierfür hergestellte Schuppen, um gut abzutrocknen. Die gut abgetrockneten Blätter werden dann von Händlern aufgekauft, die sie in großen Haufen lagern und durch Gären verarbeitungsfertig machen. — Wenn wir uns nun vorstellen, welcher Weg es ist, vom Tabakhändler über die Tabakfabrik und die verschiedenen Händler, bis wir das Päckchen Tabak oder die Zigarre bekommen, so staunen wir doch, sagt der Nachbar, stopf deine Pfeife wieder, die inzwischen ausgegangen war, und raucht freudig seinen deutschen Tabak.

Zum Lachen und zum Kopfzerbrechen

Der letzte Wille

27

Ein Bauer, der sein Ende herannahen fühlte, ließ den Notar rufen, um seinen letzten Willen gesetzlich festzulegen. Während der Beamte sich abquält, die Bestimmungen entgegenzunehmen und zu Papier zu bringen, fährt die Bäuerin bei jedem Wort, das der Bauer sagt, keifend dazwischen. Sie verlangt fortwährend Änderungen und nicht selten — wie das zuweilen auch sonst unter Lebenden vorkommen soll — das Gegenteil von dem, was ihr vor Gott angetrauter Gatte will. Eine Zeitlang läßt sich dies der Bauer denn auch gefallen, obwohl ihn die dauernden Unterbrechungen und Bemerkungen sehr arg mitnehmen und seine Nerven einer harten Belastungsprobe aussetzen. Schließlich reißt ihm aber doch der Geduldsfaden. Der Zorn verleißt ihm für einen Augenblick wieder seine frühere Kraft — wütend schlägt er auf die Bettkante und brüllt: „Stirbst jetzt du oder ich?“

Der kleine Bastler

Hänschen dreht an den verschiedenen Schaltern, Spulen und Knöpfen des Radioapparats herum: „Papa, wenn ich hier drehe, was friege ich da?“ „Königswusterhausen“, sagt der Papa freundlich.

„Und hier?“

„Oslo, mein Junge.“

„Und hier, Papa?“

„Wien.“

„Und hier?“

„Ein paar hinter die Ohren!“



Der verkannte Einbrecher

„Schönen Gruß von Mutter, Herr Kommissar, und Sie möchten mir doch mal den Einbrecher zeigen, den man heute nacht bei uns gefangen hat — unser Vater ist nicht da!“

Aus dem Reich der Frau

Warum und Weil in der Küche

Was wissen Sie vom Wasser?

Warum ist es durchaus nicht ungefährlich, Wasser von der Quelle weg zu trinken, nur weil die Gedichte vom „frischen, klaren Quell“ schwärmen?

Weil „klares“ Wasser, das nicht schlecht riecht und schmeckt und farblos ist, noch lange nicht rein ist.

Warum ist Durst schwerer zu ertragen als Hunger?

Weil unser Körper zu zwei Dritteln aus Wasser besteht, infolgedessen ist eine Austrocknung dieses Bestands schädlich, sogar gefährlich.

Warum ist es eine gesunde Gewohnheit, täglich mindestens einen halben Liter Wasser zu trinken?

Weil das Wasser die Temperatur des Körpers regelt, das Blut verdünnt, auf den Blutkreislauf einwirkt und die Abfallstoffe beseitigen hilft. Bei Schnupfen und anderen Infektionskrankheiten, bei Herz- und Nierenleiden ist es allerdings besser, die Wasseraufnahme stark einzuschränken.

Warum soll man Wasser vor dem Genuß abkochen, wenn man von seiner Sauberkeit nicht überzeugt ist?

Weil das Abkochen die schädlichen Keime vernichtet.

Warum schmeckt abgekochtes Wasser sad und schal?

Weil durch das Kochen Luft hinausgetrieben wird. Die Blasen und Sprudel des kochenden Wassers sind nichts anderes als Luft. Abgekochtes Wasser muß also erst wieder mit Luft durchseht werden, wenn's gut schmecken soll.

Warum muß man mit Eis genau so vorsichtig sein wie mit dem Wasser?

Weil das Eis nur ebenso rein ist wie das Wasser, aus dem es entstand. Es hängt also davon ab. Die Kälte tötet nicht alle Bakterien, sondern hält nur ihr Wachstum auf. Eis birgt unter Umständen dieselbe Ansteckungsgefahr wie Wasser.

Warum ist das Trinken bei der Mahlzeit gesund und ungesund nur dann, wenn man ungekaute Bissen mit Wasser hinunterschwemmt?

Weil die verdünnten Verdauungssäfte wirkungsvoller arbeiten.

Warum soll man nie eiskaltes, sondern nur kühles Wasser trinken?

Weil der Magen kälteempfindlich ist und seine Arbeit einstellt, wenn er plötzlich mit einem Schwall kalten Wassers überfallen wird.

Warum muß eine Gemeinschaft, sei es Dorf oder Stadt, ihre Wasserquellen und die Zuleitung sorgfältig pflegen und beobachten?

Weil verunreinigtes Wasser die gefährlichsten Seuchenherde birgt.

* * *

Altmodisches Hafergebäck. Zutaten: Zwei Tassen gemahlene Hafersflocken, eine halbe Tasse Mehl, 70 Gramm Butter, eine viertel Tasse kochendes Wasser, Backpulver, Salz (statt des Backpulvers empfiehlt sich Natron). Zubereitung: Gemahlene Hafersflocken, Mehl, Salz und Backpulver mischen. Die Butter hineinarbeiten, das kochende Wasser hinzufügen und gut verrühren. Kleinfingerdick austollen, ausziehen oder in Streifen schneiden. Heiß backen. Schmeckt sehr mürbe, als sei viel Butter daran. Am besten eignen sich die im Wertkonsum geführten Peter-Röllchen-Hafersflocken im blauen Paket.

Kein Grund zur Aufregung

Sitzt ein Ehepaar im Cafe.

Plötzlich schreit die Frau auf: „Am Himmels willen, Eduard, mein Cremeschnitten ist heruntergefallen; der Hund wird es auffressen?“ „Beruhige dich, Kind“, sagt Eduard, „ich habe den Fuß draufgestellt!“

Immer im Fach

„Herr Staatsanwalt — ich habe gehört, man darf zur Verlobung Ihrer Tochter gratulieren?“

„Zawohl — seit gestern ist er geständig!“

Zahlenrätsel

Von Franz Katteter

An Stelle der Ziffern sind Buchstaben zu setzen. Sind die Wörter richtig gefunden, so nennen die ersten senkrechten Buchstaben ein berühmtes bayrisches Dorf. —

1	2	3	4	5	6
7	6	8	5	9	6
6	8	10	6		
2	13	1	11	7	12
3	7	6	8		
11	3	2	9	4	6
11	1	4	5	1	8
6	2	7	10	6	
2	1	10	6		
5	3	7	6	8	
3	2	11			
12	13	12			

Farbe
europäischer Staat
weiblicher Vorname
mathematische Figur
Sohn Adams
Flotte
asiatischer Volksstamm
Hülsenfrucht
Blume
Eßgerät
Körperteil
Nachtvogel

Auflösung der vorigen Rätsel

Silbenrätsel: 1. Penny, 2. Hades, 3. Ithaka, 4. Diane, 5. Imfer, 6. please, 7. Pluto, 8. Instinkt, 9. Nebo, 10. Gyresee, 11. Nantes — Philippinen.
Schriftkästel: Morgenstund hat Gold im Mund!

Gartenbau und Kleintierzucht

Vom Zwiebelanbau



Stedzwiebeln,
links zu tief, rechts richtig gepflanzt

Lande schießen Zwiebeln in Samen, sie faulen und bekommen Maden.

Bei Saatzwiebeln wird nur in Reihen gesät. Der Samen darf nicht tief untergebracht werden. Ausaat anfangs März.

Zum frühen Verbrauch eignen sich Stedzwiebeln. Sie werden beim Pflanzen nur leicht eingedrückt. Pflanz man sie zu tief, so entwickeln sie sich nur unvollkommen und schießen auch leicht (siehe Skizze). Am schnellsten entwickeln sich Stedzwiebeln in Haselnußgröße. Für späte Zwiebeln eignet sich das Pflanzverfahren, durch das man auch die größten und haltbarsten Zwiebeln bekommt. Wenn anfangs März Zwiebeln recht dünn im Mistbeetkasten ausgefät wird, können diese Pflanzen gegen Ende April ausgepflanzt werden. Sechs Reihen auf ein Beet, bei einem Abstand von zwölf Zentimeter.

Die feinste Zwiebel für den Rohverbrauch liefert die Schalotte. Sie kann nur durch Teilung vermehrt werden. Einzelne Zehen werden anfangs März wie Stedzwiebeln ausgepflanzt und können im Juli geerntet werden. Sehr gut läßt sich auch das feine Laub der Schalotten, wie Schnittlauch, in der Küche verwenden.

Wer seine Zwiebelbeete den Sommer über frei von Unkraut hält, sie öfters hackt, dürfte stets eine gute Ernte erzielen.

Das Faulen der Zwiebeln im Lande und auf dem Lager hat immer seine Ursache in zu frischer, fetter, meistens aber übermäßiger Stickstoffdüngung.

Schenz

Werksallerlei

Unsere Jubilare

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken: Motorwärter Richard Neuhaus, Elektr. Abtlg., am 2. 4. 07; Bohrer Emil Wevelsper, Mech. Werkstatt II, am 2. 4. 07; Walzer Heinrich Kaiser, Hammerwerk, am 3. 4. 07; Bürobeamter Heinrich Diergardt, Stahlwerk, am 1. 4. 07. — Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche!

Familiennachrichten

Geburten:

Ein Sohn:

Franz Kirchhoff, Mechanische Werkstatt II, am 17. 3. 32 — Franz Josef

Eine Tochter:

Wilhelm Schmitz, Zentralkesselhaus, am 13. 3. 32 — Grete.

Eine Quelle immer neuer Anregung

Stellt unsere Zeitung dar, wenn die einzelnen Ausgaben gesammelt und aufbewahrt werden; die eine Fülle wertvollen und interessanten Stoffes enthaltenden Blätter ergeben mit der Zeit ein überaus vielseitiges und wertvolles Nachschlagewerk für jedermann. Die Sammelmappe kann zum Preise von 1,40 Mk. bei den Zeitungsausgabestellen bestellt werden.

Ganz neuer
Gas-Waschkessel mit Brenner
für 7,50 Mark sofort zu verkaufen.
W. Koch, Blankenstein, Markt 12.

Stolz siehst Du, wie Dein Kind gedeiht
bei Peter Kölln[®] im blauen Kleid!

Die billigen Peter Kölln - Saferlotten
1/2 24 S im blauen Paket! 1 45 S

Ihr Glück finden Sie durch ein



Los Hoppe
der Preussisch-Süddeutsch. Staatslotterie von

Staatliche Lotterie-Einnahme
Ruf 660 04 Bochum Kortumstr. 14
(Lueghaus)

Ziehung 1. Klasse am 22. und 23. April

Sei sparsam, trage

„Drenhaus“-Schuhe!

BROHLER



BROHL a. Rh.

Vertragslieferant der Großindustrie
In Rheinland und Westfalen

Das gehaltvolle
Heil- und Tafelwasser

Privatbezug durch
Konsumanstalten und
Mineralwasserhandlungen
Karl Schroers Wwe. GmbH,
Duisburg-Ruhrort

Werks-
Angehörige

können
Kleine
Anzeigen
kostenlos
aufgeben

Preiswerte Qualitäts-

HERDE

für Kohle und Gas

Größte Auswahl • Konkurrenzlos billig • Fachm. Beratung
OTTO MEUSER HATTINGEN
Heggerstraße 48

Demmlers

Kleidung für Herren und Knaben ist gut und preiswert
In Berufskleidung großes Lager nur bewährter Fabrikate

Herrenmodenhaus G. Demmler, Hattingen, Gr. Weilstraße 10/12

HERRENKLEIDUNG NUR VON THÖNE

„Das Dürkopp-Rad erhöht die Freude am Leben und an der Arbeit“